

Armin Strohmeyr

# *Lady Hester Stanhope*

KÖNIGIN  
DES ORIENTS

 BIOGRAFIE



 Südverlag



Armin Strohmeyr (Foto: privat)

Armin Strohmeyr, 1966 in Augsburg geboren, ist promovierter Germanist und lebt als freier Autor und Publizist in Berlin. Er veröffentlichte vielbeachtete Biografien u. a. über Klaus und Erika Mann, Annette Kolb und George Sand, außerdem verschiedene Porträtsammlungen, etwa über die Frauen der Brentanos. Darüber hinaus ist er Herausgeber mehrerer Lyrik-Anthologien sowie der Werke des expressionistischen Lyrikers Oskar Schürer und der jüdischen Dichterin Hedwig Lachmann. Von Armin Strohmeyr sind im Südverlag bereits erschienen:

»SIE WAR DIE WUNDERBARSTE FRAU ...«

Das Leben der Sophie von La Roche (Biografie)

FERDINANDEA. Die Insel der verlorenen Träume (Roman)

»Als Königin wirst du im Orient gekrönt werden.«

PROPHEZEIUNG AN LADY HESTER STANHOPE



Sie ist klug, begehrt gegen Autoritäten auf und liebt das Abenteuer: Lady Hester Stanhope (1776–1839), die 1813 in der Wüstenstadt Palmyra zur Königin des Orients gekrönt wird. Von klein auf gibt sich Hester eigensinnig und selbstbestimmt. Als die junge Frau ins Abseits der feinen Gesellschaft gerät, verlässt sie England für immer. Mit ihrem Geliebten bereist Hester die Länder des Mittelmeers, verliert ihren Besitz, aber nicht ihren Mut. Angetrieben von einer Prophezeiung, gelangt sie mit einer Karawane als erste Europäerin nach Palmyra. Im Libanon lässt sich Hester in einer Bergfestung nieder, leistet Widerstand im Bürgerkrieg, überlebt die Pest. Vom Volk als Herrin verehrt, fasziniert Hester auch Globetrotter wie Fürst Pückler-Muskau. Doch hinter der Fassade ihres Ruhms bröckelt es ...

Südverlag

Umschlagabbildung: akg-images (AKG6287759)  
Umschlaggestaltung: nalbach typografik Silke Nalbach, Mannheim

ISBN 978-3-87800-148-5



9 783878 001485



Armin Strohmeyr

Lady Hester Stanhope

KÖNIGIN DES ORIENTS

Armin Strohmeyr

# Lady Hester Stanhope

KÖNIGIN  
DES ORIENTS

BIOGRAFIE



Südverlag

Sie ist klug, begehrt gegen Autoritäten auf und liebt das Abenteuer: Als erste Europäerin erreicht Lady Hester Stanhope (1776–1839) im Jahr 1813 die Wüstenstadt Palmyra, wo sie zur Königin des Orients gekrönt wird. Von Kindheit an gibt sich Hester eigensinnig und selbstbestimmt. Sie widersetzt sich jeder Konvention, auch der Ehe, und freundet sich mit einem berühmten Dandy an. Ihr Onkel, Premierminister William Pitt, schätzt Hester als enge Vertraute. Nach seinem Tod stürzt die junge Frau ins gesellschaftliche Abseits und verlässt England für immer. Mit ihrem Geliebten reist Hester bis nach Konstantinopel. Bei einem Schiffbruch verliert sie ihren Besitz, aber nicht ihren Mut. Von Ägypten zieht sie ins Heilige Land und gelangt mit einer Karawane nach Palmyra, wo sie als »neue Zenobia« gefeiert wird. Im Libanon lässt sie sich in einer Bergfestung nieder, leistet Widerstand im Bürgerkrieg, nimmt Flüchtlinge auf, überlebt die Pest. Vom Volk als Herrin verehrt, sind auch Globetrotter wie Fürst Pückler-Muskau von Hester fasziniert. Doch hinter der schönen Fassade ihres Ruhms vollziehen sich Tragödien ... Klug und mitreißend erzählt Armin Strohmeyr auf der Grundlage von Original-Dokumenten die abenteuerliche Lebensgeschichte einer freiheitsliebenden Frau, die als Königin des Orients zur Legende wird.



ARMIN STROHMEYR

*Lady Hester Stanhope*

KÖNIGIN  
DES ORIENTS

ARMIN STROHMEYR



# *Lady Hester Stanhope*

KÖNIGIN  
DES ORIENTS

BIOGRAFIE

Lady Hester Stanhope

 Südverlag

## *Inhalt*



für Esther

PROLOG	
»ALS KÖNIGIN WIRST DU IM ORIENT GEKRÖNT WERDEN« Zenobia, Hester Stanhope und zwei Orakel	... 9
»ICH HABE SELBST GUTE BEINE, BEMÜHEN SIE SICH NICHT« Leben in »Democracy Hall«	... 23
»DIE GESELLSCHAFT HAT MICH LANGE ZEIT ÜBER GEBÜHR BEWUNDERT« Der Sturz	... 55
»NIEMAND IST SO SCHÖN UND SO KLUG WIE ER« Honeymoon am Mittelmeer	... 80
»ICH LIEBE DIE WESENSART DER TÜRKEN ÜBER ALLES« Ein Jahr in Konstantinopel und Bursa	... 100
»BEINAHE JEDE WELLE SCHLUG ÜBER UNS ZUSAMMEN« Schiffbruch, Errettung und Neugeburt	... 125
»DER NIL IST EINE NIE VERSIEGENDE QUELLE DES VERGNÜGENS« Die ägyptische Expedition	... 138

»DER MÄNNLICHE GEIST UND DIE AUFGEKLÄRTE WISSBEGIER DIESER DAME«	
Durch das Heilige Land und den Libanon	... 153
»IHR TRAGT DEN GLANZ EINER KÖNIGIN AUF DER STIRN«	
Krönung in Palmyra	... 175
»HIER BEFINDE ICH MICH INMITTEN DER PEST«	
Der Schwarze Tod	... 210
»DREI MILLIONEN IN GOLD«	
Der Schatz von Askalon	... 226
»WENN ICH DOCH DIE MACHT ZUR RACHE BESÄSSE!«	
Falsche Propheten und eine Strafexpedition	... 241
»ICH KENNE KEINE FURCHT«	
Die Herrin von Djoun	... 260
»EIN OPFER DES MYTHOS«	
Illustre Besucher	... 291
»ALS LÄGE ICH IN EINER GRUFT«	
Die Verweigerung	... 318
EPILOG	
»WIR SIND NUR STAUB«	
Verwüstungen	... 330

## ANHANG

ZEITTADEL	... 337
VERZEICHNIS DER WICHTIGSTEN PERSONEN	... 345
GLOSSAR	... 351
AUSWAHLBIBLIOGRAFIE	... 357

## PROLOG

### *»Als Königin wirst du im Orient gekrönt werden«*

Zenobia, Hester Stanhope  
und zwei Orakel



DIE HISTORIE IST EIN TIEFER BRUNNEN: Je weiter man hinabsteigt, desto finsterner wird es; das Tageslicht am Rand des Schachtes wird zu einem bloßen Punkt, der irgendwann dem Dunkel gegenüber unreal scheint.

Zu Beginn unserer Geschichte gibt es zwei Prophezeiungen, geheimnisvolle Weissagungen, die das Erzählte noch mysteriöser wirken lassen, als es im fahlen Licht des Brunnenschachtes ohnehin ist. Ein Bogen wird gespannt, der über anderthalb Jahrtausende reicht – ein Wimpernschlag im Angesicht der Weltgeschichte und doch eine schiere Unendlichkeit angesichts der Kürze eines Menschenlebens; zwei Prophezeiungen, die – was immer man davon halten mag – weit hineingreifen in die Lebensläufe zweier Frauen, die sich nicht persönlich kennenlernen konnten, deren Schicksale aber geheimnisvoll miteinander verknüpft waren: Zenobia und Lady Hester Stanhope, beide Königinnen von Palmyra.



Das Römische Reich befindet sich in der Mitte des 3. Jahrhunderts nach Christus in einer Phase inneren Zerfalls und äußerer Bedrohung. Die Soldatenkaiser jener Zeit sind selten länger als ein Jahr auf dem wackligen Thron, bisweilen müssen sie sich Macht und Imperium mit ein oder zwei Kontrahenten teilen, und die meisten sterben eines gewaltsamen Todes.

Längst ist die Macht nicht nur auf Rom beschränkt, den einstigen Nabel des Weltkreises. Es haben sich an den Rändern des Imperiums andere Zentren entwickelt: Byzanz (nach 395 Hauptstadt des Oströmischen Reichs), das Gallische Sonderreich (bestehend aus den Regionen Gallien und allen Gegenden westlich des Rheins, Britannien und der Iberischen Halbinsel) und im Osten, an den Rändern zum persischen Sassanidenreich und der von Beduinen kontrollierten arabischen Wüste, die reiche Oasenstadt Palmyra. Unter deren König und Heerführer Odaenathus und dessen zweiter Gemahlin Zenobia wird Palmyra aus einer autonomen Handelsstadt mit nur kleinem Herrschaftsgebiet zu einer Großmacht anwachsen, die Ägypten und Palästina, Syrien und den Libanon, große Teile Kleinasiens und Mesopotamien umschließen und sowohl Rom als auch dem Perserreich jahrelang die Stirn bieten wird ...

Aus dem 2. und 3. Jahrhundert haben sich vierzehn Orakel erhalten (sie wurden allerdings erst im 6. Jahrhundert gesammelt und schriftlich festgehalten), die vorgeben, die Geschicke Roms und seiner Nachbarn zu weissagen. Es sind absichtlich dunkel und wenig genau verfasste Prophezeiungen, die in deutungs-offenen Bildern sprechen, so wie es Vorhersagen seit jeher tun. Der Legende nach stammen sie von den Sibyllen, mystischen Seherinnen des griechischen Kulturkreises. In Wahrheit hat eine Vielzahl von Autoren an den Texten gestrickt, darunter auch Juden und Christen, die mit ihren Orakeln, die den Zerfall Roms beschwören, durchaus ein politisches Interesse verfolgten. Das 13. Orakel dieser Sammlung ist im Kern jüdisch geprägt, wurde aber wohl später von einem christlichen Autor, der im Orient lebte und ein Anhänger der palmyrischen Sache war, überarbeitet. In dieser Vision finden sich unter anderem die folgenden farbenprächtigen Bilder:

»Und alsdann wird der Nachkomme des Romulus die Flucht ergreifen; aber ein von ihnen gesandter neuer König wird aus der Sonne erstehen, ein König und Priester, aus Syrien, aus der Stadt [Palmyra] kommend, der alles vollbringen wird. Als dann

wird die Stadt der Sonne sein, ringsumher tosender Wahn, die Perser werden die Phönizier mit ungestraften Schmähungen überziehen. Aber ein edles Paar von Königen, jeder furchterweckend durch Krieg, wird mit den Römern den Hochmütigen Gesetze auferlegen.«

Diese Zeilen geben Not und Bedrängnis der römischen Provinzen des Orients in der Mitte des 3. Jahrhunderts wieder: Die persischen Sassaniden unter ihrem König Schapur siegen im Jahre 260 in der Schlacht bei Karrhai über die römischen Legionen; der römische Kaiser Valerian wird gefangen genommen, getötet und gehäutet, die Trophäe zur Ergötzung in einem Tempel aufgehängt.

Die östliche Flanke des Römischen Reichs steht Angreifern offen – da tritt unverhofft ein Heerführer auf den Plan, der zwar den Römern gegenüber loyal ist, aber auch eigene Interessen verfolgt: Odaenathus. Der Palmyrer, seit drei Jahren Statthalter der römischen Provinz Syria Phoenice, sammelt eine Streitmacht und siegt am Euphrat über die Perser. Gallienus, Mitregent Valerians und seit 260 Alleinherrscher, ernennt Odaenathus daraufhin zum »dux Romanorum«, zum »römischen Führer«, dies ein Ehrentitel, der nicht mit der Herrschaft über ein Territorium verbunden ist. Doch Odaenathus ist keineswegs gewillt, seine treuen Heeresdienste nur mit Ehrentiteln und Kriegsbeute belohnt zu sehen. Vielmehr verfolgt er handfeste dynastische Interessen. Das Orakel weiß über seine Zukunft noch allerhand Ruhmreiches zu verkünden. Es greift zu Bildern und Vergleichen aus der Tierwelt, und unzweifelhaft ist mit dem Löwen, der die anderen gefährlichen Tiere – Personifikationen der Gegner Roms und Palmyras – vernichtet, Odaenathus gemeint:

»Dann wird ein wilder Löwe, der von der Sonne selbst geschickt ist, mit seinem Schlund die Flamme ausblasen. Und er [der Löwe] wird den hochgehörnten, leichtfüßigen Hirsch unverzüglich niederstrecken, ebenso die Schlange, deren Hals mit Geifer durchtränkt ist, die mit dreifach gespaltener Zunge zischelt, und den krummfüßigen Ziegenbock, und großer Ruhm wird daraus strömen. Er

[der Löwe] aber wird selbst unverletzt bleiben, und dies alles hat er durch die Stärke der Machtmittel geordnet. Er wird Rom Gesetze geben. Der Ruhm der Perser wird zerfallen.«

Kein Zweifel: Der anonyme Autor des sibyllinischen Orakels war ein Parteigänger des Odaenathus, und es ist zu vermuten, dass der »Löwe« Odaenathus diese Weissagung kannte. Der Prophet dürfte ein großes Interesse daran gehabt haben, dem aufsteigenden Stern am orientalischen Machthimmel zu gefallen, und er wird ihm seinen Orakelspruch daher wohl zugespielt haben. Und Odaenathus dürfte die Bildsprache durchaus verstanden haben, denn so verschlüsselt ist sie nicht – zumal für die damals am Geschehen unmittelbar Beteiligten. Dass Odaenathus selbst der Löwe ist, der aus der Sonnenstadt Palmyra stammt, liegt auf der Hand: Er tötet den Hirsch, die Schlange und einen Ziegenbock (den von Gallienus eingesetzten verräterischen Macrianus den Jüngeren und dessen Mitverschwörer Ballista) und herrscht schließlich über die Römer, während die Perser geschwächt bleiben.

Tatsächlich besiegt Odaenathus die römischen Aufrührer im Herbst 261 bei Emesa (Homs). Daraufhin wird er von Gallienus zum »corrector totius Orientis«, zum »Lenker über den gesamten Osten«, also zum Vertreter des römischen Kaisers im Orient erhoben. In den beiden folgenden Jahren besiegt und vertreibt Odaenathus schließlich auch Schapurs Truppen aus Syrien und dem römischen Mesopotamien und dringt mit seinem Heer tief in Babylonien ein: Aus dem Verteidigungskrieg ist ein Angriffsfeldzug geworden. Odaenathus nimmt den alten persischen Titel »rex regum«, »König der Könige«, an und beabsichtigt, das gesamte Sassanidenreich zu erobern. Der bislang in Roms Diensten stehende Heerführer schickt sich an, ein eigenes Reich zu begründen, was man im fernen Rom mit Argwohn beobachtet, gleichwohl in den Wirren der Zeit – Gallienus steht auch in anderen Gebieten des Imperiums, etwa am Rhein und an der unteren Donau, gegen Aufständische und feindliche Völkerschaften im Feld – nicht unterbinden kann.

Odaenathus' Weg nach oben scheint unaufhaltsam – da greift das Schicksal überraschend ein: Vom Norden her landen gotische Barbaren, über das Schwarze Meer kommend, an der Pontischen Küste (der Nordküste Kleinasien) und verwüsten den Landstrich. Odaenathus, der dieses Gebiet als Teil seines eigenen Reichs betrachtet, bricht mit seinen Truppen dorthin auf. Über sein weiteres Schicksal ist nichts Genaueres bekannt, nur, dass er um das Jahr 267 gestorben ist. Ob er im Kampf fiel oder von Verrätern ermordet wurde, darüber sind sich die Quellen uneinig. Jedenfalls ist Rom den einst so willkommenen Feldherrn, der dann aber eigene Machtziele verfolgte und gegen seinen Herrn aufbegehrte, los und hofft, die Ordnung in den östlichen Provinzen wiederherstellen zu können.

Doch man hat am wenigsten mit einer Frau gerechnet: Zenobia, Odaenathus' Witwe, nimmt die Position ihres Mannes ein und findet in Palmyra, der alten Oasenstadt, die von Stammesverbänden bestimmt wird, genügend Rückhalt. Zenobia (oder in aramäischer Sprache »Bat-Zabbai«) ist um das Jahr 240 geboren, zum Zeitpunkt des Todes ihres Mannes also etwas siebenundzwanzig Jahre alt. Sie entstammt selbst einer der führenden Familien Palmyras. Mit Odaenathus hat sie einige Kinder: drei Söhne (Vaballathus, Herennianus und Timolaos) und mehrere nicht weiter genannte Töchter. Zenobia übernimmt nun anstelle ihres noch minderjährigen Sohnes Vaballathus die Regierung in Palmyra und den von Odaenathus eroberten Provinzen. Dies wird von den Stammesführern Palmyras widerspruchslos akzeptiert, während man im fernen Rom über die Inanspruchnahme des nicht erblichen Titels »corrector totius Orientis« durch eine Frau düpiert ist. Mehr noch: Zenobia sieht sich als Herrscherin eines eigenständigen Staats, nicht mehr dem römischen Kaiser untertan, und sie unterstreicht diesen Machtanspruch, indem sie das von ihrem Mann hinterlassene Reich noch zu erweitern und zu festigen trachtet.

Über Zenobia selbst ist nicht allzu viel bekannt, und das wenige, was wir wissen, ist von römischen Geschichtsschreibern über-

liefert, die allen Grund hatten, die Königin zur romfeindlichen Usurpatorin zu stilisieren. Zenobia ist eine belebte, gebildete Frau, die außer ihrer Muttersprache Palmyrisch (eine Variante des Aramäischen) auch Griechisch (die Handelssprache des Orients, aber auch der Wissenschaft), Ägyptisch und Latein spricht.

Nur fünf Jahre währt Zenobias Herrschaft, aber es sind Jahre der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte, des Glanzes und der Repräsentation; fünf Jahre, die genügen, um Zenobias Namen noch anderthalb Jahrtausende später zum Inbegriff einer prachtliebenden, klugen, in jeglicher Hinsicht legendären Herrscherin zu machen, vergleichbar allenfalls mit der dreihundert Jahre zuvor lebenden ägyptischen Königin Kleopatra VII. In jenen fünf Jahren erlebt Palmyra einen ungeahnten Aufschwung.

Die Stadt ist uralt. Archäologen haben Spuren einer Besiedlung bis ins 7. Jahrtausend vor Christus zurückverfolgt. Als »Tadmura« (aramäisch) oder »Tadmor« (hebräisch) wird der Name der Stadt bereits in assyrischen und babylonischen Texten sowie im Alten Testament (2Chr 8,4) erwähnt. Die Ansiedlung liegt inmitten einer fruchtbaren Palmenoase, woraus sich seit hellenistischer Zeit der Name »Palmyra« ableitet.

Zum Reichtum der Stadt trägt hauptsächlich ihre Lage an der Kreuzung zweier wichtiger Handelsstraßen bei, die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden verlaufen. Die ursprünglichen Bewohner sind nomadische Clans, die ihr Geld mit Kamelkarawanen verdienen: Sie kontrollieren den Warentransport durch die syrische und arabische Wüstensteppe. Vor allem Luxuswaren aus Mesopotamien, von der Arabischen Halbinsel und sogar aus Indien und China werden im Altertum mithilfe palmyrischer Lastenkarawanen nach Westen, in die hellenistischen Reiche und später ins Imperium Romanum transportiert. Auf den Marktplätzen und in den Lagerhäusern Palmyras stapeln sich daher Ballen aus Seide, Wolle und Baumwolle, Säcke mit Getreide und Weihrauch. Es werden Gold, Edelsteine und erlesene Essenzen aus Indien importiert, Amphoren mit Olivenöl und Wein aus

dem Mittelmeerraum. Palmyrische Bürger verdienen ihr Geld mit dem Transport, Kauf und Weiterverkauf der Waren, mit der Erhebung von Zoll und Steuern.

Als sich das Römische Reich im 1. Jahrhundert vor Christus durch Eroberung, Kauf und Erbfolge die Länder der hellenistischen Diadochenreiche einverleibt, kommt auch Syrien mit Palmyra unter Roms Herrschaft. Die Stadt, nun plötzlich zu einem Weltreich gehörend, nimmt gerade wegen ihrer Randlage einen gewaltigen Aufschwung: Palmyra wird für Rom das wirtschaftliche und strategische Tor zum Osten und weiß seine Position auszubauen. Palmyra genießt eine kommunale Autonomie, mit einem unabhängigen Steuersystem, eigenem Senat, eigener Rechtsprechung, eigener Kultur und traditionell eigenen religiösen Riten. Im 3. Jahrhundert nach Christus, kurz bevor Palmyra unter Odaenathus und Zenobia die Fremdherrschaft abstreift, erhebt Rom seine Provinzstadt sogar zur »colonia« und unterstreicht damit deren Autonomie – und nährt unabsichtlich wohl auch das Bestreben der Palmyrer, souverän zu werden.

Reichtum und Macht der Handels- und Verwaltungsstadt Palmyra drücken sich auch in einer fiebrigen Bautätigkeit aus. Wo einst eher unscheinbare Zweckbauten standen – Lagerhäuser, Wirtschaftsgebäude, Höfe der Händler und Bauern –, entstehen seit dem Einbezug der Stadt in das römische Weltreich prachtvolle Kult- und Repräsentationsgebäude, erbaut aus kostbaren Materialien, die mitunter von weither geschafft werden, errichtet von den besten Baumeistern der Zeit, in eklektizistischer Manier dabei die Stile des Orients mit denen der griechischen und römischen Welt verschmelzend: Da ist etwa der Baal-Tempel, dessen Schrein mit dem Heiligtum des östlichen Gottes im Jahre 32 vor Christus geweiht worden ist und der als eines der höchsten Heiligtümer des Orients gilt. Im nahe gelegenen Nebo-Tempel dann verehrt man eine mesopotamische Gottheit, die dem griechisch-römischen Apoll gleichgesetzt wird. Diesem Gott der Schönheit ist ein großer Komplex mit einem Umgang von zweiunddreißig

korinthischen Säulen geweiht. Im Rang gleichbedeutend ist der Baalschamin-Tempel, das Heiligtum einer alten phönizischen Gottheit, erbaut unter Kaiser Hadrian, der Palmyra um das Jahr 130 mit seinem Besuch ehrte.

Hadrian selbst hat auch Palmyras Prachtstraße in Auftrag gegeben: Rund einen Kilometer lang ist sie und durchschneidet die alten Viertel der Handelsstadt. Kolonnaden im römischen Stil säumen die Straßenränder; die Häuser und Repräsentationsbauten zu beiden Seiten sind mit Marmor verkleidet. Den Eingang zur Kolonnadenstraße bildet ein Triumphbogen, zu Ehren Kaiser Hadrians errichtet, durch den der Imperator bei seinem Besuch in der östlichsten Stadt seines gewaltigen Reiches feierlich und unter dem Jubel der Bürgerinnen und Bürger Palmyras einzog: Drei mit reichen Reliefs verzierte Torbögen besitzt das Bauwerk, und nur der Kaiser selbst darf den mittleren durchschreiten.

Im Mittelpunkt der Stadt kreuzen sich die beiden wichtigen Handelsstraßen, die Palmyra den Wohlstand brachten. An ihrer Schnittstelle befindet sich der Teträpylon, ein vierseitiges Tormonument von je vier schlanken Säulen, aus rosafarbenem Granit erbaut, der von Assuan in Oberägypten kommt und so den länderübergreifenden Handel Palmyras symbolisiert. Noch andere Prachtbauten gehen auf die Römer zurück: Gegen Ende des 3. Jahrhunderts werden unter Kaiser Diokletian die Thermen errichtet. Ihre Größe ist gewaltig und braucht den Vergleich mit denen in Rom nicht zu scheuen. Bereits im 2. Jahrhundert entsteht ein großes Theater: Im Halbkreis formieren sich die ansteigenden Sitzreihen, die Bühne selbst wird von einer mächtigen steinernen Fassadenkulisse in Form eines Palastes begrenzt. Hier werden die Tragödien und Komödien der griechischen und römischen Klassiker gegeben, aber auch für den breiteren Geschmack ist etwas geboten: Gladiatoren- und Tierkämpfe bringen die Atmosphäre im Innern des Halbrunds zum Glühen.

Dies ist die Stadt Palmyra, wie sie sich unter Odaenathus und Zenobia den Einwohnern und Besuchern aus aller Welt präsentiert.

Zenobia selbst lebt in einem prachtvollen Palast. Sie führt, ihrem Machtanspruch gemäß, einen großen und glanzvollen Hof: Nicht nur eine zahlreiche Dienerschaft sowie Tänzerinnen, Köche, Leibgardisten, Sänger und Sängerinnen bevölkern die Säle und Flure; Zenobia hat aus dem gesamten Römischen Reich auch Gelehrte und Künstler nach Palmyra eingeladen, die von ihr respektvoll behandelt und gut entlohnt werden. Der griechische Philosoph Longinos etwa gehört zu ihnen, ein Platoniker, der sich zudem als politischer Berater der Königin betätigt. Auch der Historiker Kallinikos von Petra verkehrt bei Hofe, ebenso sein Kollege Nikostratos von Trapezunt und andere, uns namentlich nicht bekannte Gelehrte. Zenobia selbst schätzt die Künste und Wissenschaften einerseits als Mittel des Zeitvertreibs und der Erkenntnis, andererseits als Instrument, um ihrer königlichen Würde und Autorität Ausdruck zu verleihen. So nimmt das Reich von Palmyra unter Zenobia einen ungeahnten und atemlosen Aufschwung.

Was Zenobias Mann zwar begonnen, aber nicht vollenden konnte, das packt nun Zenobia mit Kalkül und Machtwillen an: Im Jahre 270 marschiert sie mit ihren Truppen in Kleinasien ein und kann die palmyrische Machtstellung dort ausbauen. Zwar scheitert sie mit ihrem Plan, die gesamte Halbinsel in Besitz zu nehmen, aber immerhin die östliche Hälfte kommt unter Palmyras Herrschaft. Noch erfolgreicher ist Zenobia in Ägypten: Ebenfalls im Jahr 270 erobern ihre Truppen unter dem Heerführer Zabdas das gesamte Land am Nil, das als Kornkammer von immenser Bedeutung ist. Der örtliche Machthaber Timagenes macht dabei gemeinsame Sache mit den Palmyrern, denn das Joch der Römer lastet schwer auf den Ägyptern, die sich als eigenständige Kultur betrachten.

Zenobia, vom Rausch rascher Erfolge benommen, will nun nicht nur ideell mit Kleopatra VII., der letzten Königin Ägyptens, in Verbindung gebracht werden: Sie ersinnt einen Stammbaum, demzufolge sie über die Ptolemäerkönige eine Nachfahrin der Monarchin vom Nil sei. Zusammen mit der seit alters tradierten

Legende, kein Geringerer als der weise König Salomon habe Palmyra gegründet, können sich Zenobia und ihre Familie durch diese mythisch-historische Selbstüberhöhung zu den edelsten Geschlechtern der antiken Welt zählen. Den Gipfel ihrer militärischen Macht lässt Zenobia auch titularisch verkünden: Sie erhebt sich im Jahre 272 zur »Augusta« (Kaiserin), ihren noch minderjährigen Sohn Vaballathus zum »Augustus« (Kaiser) und lässt Münzen mit ihren Konterfeis und den imperialen Titeln prägen. Es ist die Manifestation ihrer Loslösung von Rom und zugleich eine offene Provokation, die indirekte Kriegserklärung an das Imperium Romanum.

Rom mag geschwächt sein, ist aber gerade im Ringen um seine Lebensadern immer noch schlagkräftig und zum Äußersten entschlossen: Hat man ein paar abtrünnige Provinzen am östlichen Rand des Imperiums noch zähneknirschend hingegenommen, so bedeutet der Verlust des kornreichen Ägypten eine Frage staatlichen Überlebens. Nach dem grausamen Ende Kaiser Valerians und dem Tod von Gallienus (er wurde 268 von seinen Offizieren erschlagen) folgten zwei weitere Soldatenkaiser, die nur wenige Monate herrschten: Claudius Gothicus (er starb an der Pest) und Quintillus (er wurde wahrscheinlich ermordet). Nachfolger wird im Jahre 270 Aurelian, dessen Kräfte zunächst noch an der unteren Donau gebunden sind: Nachdem man die Provinz Dakien aufgegeben und damit die Donaugrenze gesichert hat, kann sich Aurelian Anfang 272 mit seinen Truppen endlich nach Osten zu einem Feldzug gegen Palmyra aufmachen. Doch Zenobias Truppen sind zahlreich und gut ausgerüstet, zudem verfügt Palmyra über immense Geldmittel. Das weiß Aurelian, und der Ausgang des Feldzugs ist ungewiss.

Das Kriegsglück ist mit Aurelian: In Kleinasien besetzen die Römer Ankyra (das heutige Ankara) und – durch Verrat eines Bürgers – auch die Stadt Tyana (Kemerhisar). Das palmyrische Heer unter Zenobia und Heerführer Zabdas zieht sich zunächst nach Syrien an den Fluss Orontes (Nahr al-Asi) zurück. Als Aurelians

Legionen sich Syrien nähern, treten ihnen die Palmyrer bei Immae, unweit von Antiochia, entgegen. Im Mai 272 kommt es zur ersten Schlacht: Obwohl die palmyrischen Truppen zahlenmäßig überlegen sind und auch die stärkere Kavallerie besitzen, gelingt es Aurelian durch eine vorgetäuschte Flucht, die feindlichen Kräfte in einen Hinterhalt zu locken. Schließlich erringen die Römer den Sieg.

Zabdas, Zenobia und die palmyrischen Truppen fliehen ins nahe Antiochia, von dort weiter nach Emesa (Homs). Aurelian besetzt daraufhin Antiochia und schlägt unweit ein kleineres palmyrisches Heer. Den Besiegten gegenüber zeigt sich der römische Kaiser großmütig: Er verschont gefangene Soldaten und Zivilisten. Wenig später kommt es im Sommer 272 zur großen, alles entscheidenden Schlacht bei Emesa: Aurelians Legionen treffen auf ein siebzigttausend Mann starkes Heer unter Zabdas und Zenobia. Wieder sind die Palmyrer kräftemäßig überlegen. Anfangs schlagen sie die römische Kavallerie zurück. Aber einmal mehr gelingt Aurelian ein taktisches Manöver: Die römischen Fußtruppen nehmen die palmyrische Kavallerie in die Zange und können erneut einen Sieg erringen. Im Heerlager der Gegner erbeuten die Römer große Geldmittel. Der Heerführer Zabdas und Königin Zenobia indes können erneut entkommen und sich in die Hauptstadt zurückziehen.

Aurelians Truppen rücken nun gegen Palmyra vor. Der Zug durch die syrische Wüste mitten im Sommer ist zermürend. Überfälle durch Beduinen schwächen die Römer. Schließlich erreichen sie die sagenhafte Oasenstadt, die zwar von Reichtum und architektonischer Pracht gekennzeichnet ist, aber nur unzureichende Befestigungsanlagen besitzt. Zenobia hat unterdessen Palmyras Erzfeinde, die Perser, um Entsatz gebeten, die tatsächlich Truppen entsenden. Die Römer befinden sich plötzlich in einer Zweifrontenstellung. Doch Aurelian kann das sassanidische Heer zurückschlagen und schließlich auch das schlecht befestigte Palmyra einnehmen. Wieder lässt Aurelian den Einwohnern

gegenüber Milde und Gnade walten. Als die Römer in den königlichen Palast eindringen, sind sie doppelt überrascht: vom darin waltenden Luxus, aber auch durch den Umstand, dass Zenobia erneut die Flucht gelungen ist. Auf schnellen Dromedaren, so wissen Verräter, hat sich die Königin mit ihrem engsten Hofstaat auf den Weg nach Osten gemacht, mitten durch die Wüste. Aurelian schickt seine besten Reiter hinterher. Tage später stellen sie am Euphrat, an der Grenze zu Mesopotamien, Zenobia und ihr Gefolge.

In Ketten werden die Gefangenen nach Palmyra gebracht. Aurelian, dem die Lage zu unsicher erscheint, macht sich mit seinen Truppen und den Gefangenen – Königin Zenobia, Thronfolger Vaballathus, Heerführer Zabdas und dem Philosophen und Berater Longinos – auf nach Emesa. Dort werden die Gefangenen in einem förmlichen Gerichtsverfahren des Hochverrats angeklagt. Mehrere Palmyrer, darunter Longinos, werden zum Tod verurteilt und hingerichtet, Zenobia und Vaballathus hingegen begnadigt. Aurelian lässt die Königin und ihren Sohn nach Rom bringen und, in goldene Ketten gelegt, im Triumphzug der jubelnden Bevölkerung vorführen.

Als sich im Jahr darauf ein Mitglied des palmyrischen Herrscherhauses namens Antiochos Achilleus zum Kaiser erklärt, zieht Aurelian an der Spitze seiner Truppen erneut nach Syrien, besiegt die Aufständischen und kennt diesmal keine Gnade: Um in Zukunft jeden Widerstand im Keim zu ersticken und ein Exempel zu statuieren, lässt er Palmyra, die prächtige Stadt, das architektonische Wunder in der Wüste Syriens, schleifen. Zwar bleiben markante Bauwerke, darunter die Tempel und der Hadriansbogen, bestehen, aber die Infrastruktur der Stadt ist zerstört, die königlichen und städtischen Anlagen sind ruiniert, viele Häuser in Schutt und Asche gelegt. Große Teile der Bevölkerung verlassen die Stadt.

Über Zenobias Ende gibt es unterschiedliche Berichte: Wahrscheinlich haben sie und ihr Sohn Vaballathus noch geraume Zeit

zurückgezogen und friedlich in der Nähe der Villa Hadriana bei Tivoli auf einem Landgut gelebt und eine Art staatliche Rente bezogen.

Das sibyllinische Orakel, das prophezeit hatte, der Löwe von Palmyra werde seine Gegner besiegen und Römer wie Perser geschwächt zurücklassen, hatte sich letztlich getäuscht. Palmyras Ende als eigenständige Größe war besiegelt. Allerdings wurde die Stadt unter Kaiser Diokletian um 300 wieder aufgebaut. Im 4. Jahrhundert zog das Christentum ein, der Baalschamin-Tempel wurde in eine Kirche umgewandelt, die Stadt Bischofssitz. Im Jahre 527 ließ der byzantinische Kaiser Justinian Palmyra befestigen. 634 eroberten die Araber Palmyra und islamisierten nach und nach die Bevölkerung. Die Stadt verlor endgültig ihre Bedeutung als Handelszentrum. Ganze Viertel verkamen, die Verwaltungsgebäude, Tempel und Kirchen hatten ihre Funktion verloren. Beduinen ließen sich in den halb verfallenen Wohnhäusern nieder. Palmyra sank in einen Dornröschenschlaf.

Doch der Nimbus der Stadt und seiner glorreichen Königin Zenobia, die fünf Jahre lang den Römern getrotzt hatten, blieb erhalten. Und noch anderthalb Jahrtausende später beschäftigte man sich im Abendland in Opern und Tragödien mit deren Schicksal. Legenden rankten sich um die Oasenstadt Palmyra, die noch immer existierte, wenngleich sie für Europäer unerreichbar war.



Das Faszinosum der Königin von Palmyra bildet die Folie, vor der eine Geschichte ihren Lauf nimmt, die hier erzählt werden soll: In England erstellt um 1805 ein dubioser Wahrsager und Sektengründer namens Richard Brothers einer jungen Frau aus adligem Hause, Lady Hester Stanhope, eine Prophezeiung: »Als Königin wirst du im Orient gekrönt werden.«

Diese Worte aus dem Munde eines Mannes, der unheilvolle Weissagungen über das englische Königshaus Hannover getan hat und deshalb von den Behörden kurzerhand ins Irrenhaus wegge-

sperrt worden ist, lassen die junge, ungestüme Lady nicht mehr los. Einige Jahre lang glaubt sie, der Ort der ihr geweissagten Krönung sei Jerusalem, die Juden, Christen und Moslems gleichermaßen heilige Stadt. Bis sie, endlich im Orient angekommen, sich rückhaltlos einem Mythos hingibt: Palmyra, das hebräische Tadmor. Und sie, Hester Stanhope, ist die neue Zenobia!



## **»Ich habe selbst gute Beine, bemühen Sie sich nicht«**

Leben in »Democracy Hall«



REICHE ENTSTEHEN, BLÜHEN UND ZERFALLEN. Unsere Geschichte beginnt fast genau eintausendfünfhundert Jahre nach der Eroberung Palmyras durch die Römer. Sie beginnt nicht in den Oasen und Wüsten des Orients, auch wenn sie schließlich dorthin führen wird, sondern im grünen, von milden Wintern und gemäßigt warmen Sommern gesegneten England.

Einst, zu Zeiten Zenobias und Aurelians, war Britannien eine entlegene, für die Begriffe der Antike unwirtliche und kalte Provinz, die beim langsamen Niedergang des Imperium Romanum als eine der ersten unter dem Ansturm der Barbaren aufgegeben und geräumt wurde. Doch ausgerechnet von jenen abgelegenen Inseln kamen im frühen Mittelalter irische und schottische Wandermönche, die vor allem den alemannischen Raum missionierten. Europa wurde nach und nach das christliche Abendland, und im Laufe der Jahrhunderte entstanden gefestigte Königreiche, die sich später als Nationalstaaten entfalteten.

Der global mächtigste dieser Staaten ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Vereinigte Königreich, das die Kronen Englands, Schottlands und Irlands umschließt und als British Empire seine Machtstellung vor allem im indisch-asiatischen und nordamerikanischen Raum begründet. Doch im Jahr 1776, in dem unsere Geschichte beginnt, scheint manches in diesem Imperium der Neuzeit nicht zum Besten bestellt.

Seit 1714 stellt das deutsche Haus Hannover die Könige auf dem Thron des Vereinigten Königreichs. Georg III., 1760 mit einundzwanzig Jahren König von Großbritannien und Irland geworden, zudem im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, ist beim Volk zwar beliebt, aber gleichwohl als Regent zum Nachteil des Reichs unpolitisch und unflexibel. Der britische Premierminister Frederick North bewertet später die Stellung des Monarchen so: »Der König sollte mit jeder Form von Respekt und Aufmerksamkeit behandelt werden, aber der Anschein der Macht ist alles, was ein König in diesem Land haben kann.«

Hintergrund für die einschränkende Einschätzung des Premiers ist der Umstand, dass Georg III. seit dem Jahre 1765 Phasen geistiger Verwirrung durchlebt. Die Abstände zwischen den Krankheitsschüben werden im Laufe der Zeit immer kürzer, und die letzten Lebensjahre wird der König (er stirbt 1820) in geistiger Umnachtung zubringen. Doch anders als heute gilt im 18. Jahrhundert die geistige Krankheit eines Monarchen nicht als Hindernis und Unglück, sondern als eine Art Auszeichnung des Schicksals, durch die Belastung eines höheren Amtes hervorgerufen. So ist es auch zu verstehen, dass Georg III. zeitlebens vom Volk geliebt und tief verehrt wird.

Obwohl das Herrscherhaus Hannover fest installiert ist und das politische Leben in der konstitutionellen Monarchie offiziell von Ober- und Unterhaus (House of Lords und House of Commons) repräsentiert wird, ist Großbritannien nach wie vor ein Ständestaat: Die politische und ökonomische Macht liegt hauptsächlich in den Händen der Erbaristokratie; selbst das Unterhaus ist im 18. Jahrhundert noch zu rund vierzig Prozent von Männern besetzt, die im Abhängigkeitsverhältnis zu einem adligen Patronat stehen. Die sozialen Missstände verschärfen sich rapide: Um jene Zeit werden hauptsächlich in den Städten Mittelenglands moderne Fabriken gebaut, in denen mithilfe der soeben entwickelten Dampfmaschine Arbeitsprozesse mechanisiert und rationalisiert

werden. Der vierte Stand entsteht: das Industrieproletariat, das – anders als die bäuerliche Schicht – nicht auf Grund und Boden wirtschaftet, mit direktem Bezug zu einem adligen Patron, sondern das ohne jegliche Rechte, ohne soziale Verwurzelung, in ärgster materieller Not und geistig-moralischer Verwahrlosung lebt. Zudem ist die konfessionelle Frage weiterhin ungeklärt: Zwar besitzt England seit den Tagen Heinrichs VIII. eine Staatskirche, die Church of England, doch in weiten Teilen Irlands ist die ursprüngliche, keltische Bevölkerung dem römisch-katholischen Glauben verbunden. Gerade diese Bevölkerungsschichten werden im Vereinigten Königreich noch bis ins 20. Jahrhundert hinein als »minderwertig« und rückständig empfunden – wegen ihres Glaubens, ihrer Sprache, ihrer Traditionen. Auch dies führt zu sozialem Unfrieden und wirtschaftlicher und politischer Benachteiligung.

Hungersnöte, durch Missernten, klimatische Veränderungen und einen Geburtenüberschuss hervorgerufen, verheeren immer wieder Teile Irlands und führen später zu großen Auswandererwellen. Soziale Unruhen, die sogenannten »riots«, die sich vor Ort in Protestmärschen und Gewaltexzessen gegen die adligen englischen Patrone Bahn brechen, werden unter Einsatz des Militärs blutig niedergeschlagen.

Einen herben Verlust erleidet das Königreich, als sich am 4. Juli 1776 dreizehn englische Kolonien im fernen Amerika vom Mutterland lossagen und einen souveränen Staat gründen. Bis 1783 währt der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Amerika, dann ist Großbritannien im Friedensvertrag von Paris gezwungen, deren Souveränität anzuerkennen.



An dieser Schwelle zu einer neuen Epoche wird am 12. März 1776 Hester Stanhope geboren. Die Welt der Stanhopes ist von Sicherheit, Geborgenheit und Reichtum geprägt, und keiner aus der Familie ahnt zu jenem Zeitpunkt, in welche sozialen Umstürze,

politischen Verwicklungen und materiellen Nöte dieses Menschenkind, das da in feinste Seide und Damast gebettet in einer Wiege liegt, einstmals geworfen werden wird.

Die Stanhopes gehören zu den angesehensten und reichsten Familien des Landes, und ihr Sitz Chevening House in der Grafschaft Kent, einer der klimatisch angenehmsten Regionen Englands, spiegelt dieses Selbstverständnis und diese überbordende Wohlhabenheit auch wider: Die dreiflügelige Anlage des berühmten klassizistischen Baumeisters Inigo Jones, des englischen Hauptvertreters des sich an der venezianischen Villenarchitektur orientierenden Palladianismus, stammt in ihrem Kern aus dem 17. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert werden Nebentrakte angesetzt und die Fassaden verändert, sprich: mit ionischen Pilastern und Mittelrisalit sowie einem Dreiecksgiebel mit Rundfenster versehen. Im Inneren hat Chevening House ein prächtiges Treppenhaus aufzuweisen – nach einem Entwurf des Architekten Nicholas Dubois. Hallen und Salons des hundertfünfzehn Räume umfassenden Schlosses sind mit wertvollen Tapisserien und Tafelungen verkleidet und mit barockem Mobiliar üppig bestückt. Große Fenster gehen auf den Landschaftspark hinaus, der in der Ferne scheinbar bruchlos in Wiesen und Felder übergeht.

Außerordentlich wie Chevening House sind auch dessen Bewohner: Hesters Vater Charles, der 3. Earl of Stanhope und Vicomte Mahon, wird 1753 geboren. In Eton geht er aufs College, bevor er in Genf bei dem berühmten Mathematiker und Physiker Georges-Louis Le Sage – dem Erfinder des elektrischen Telegrafen und Pionier der Kinetik – studiert. Zurückgekehrt nach England, um den Besitz Chevening zu übernehmen und eine Familie zu gründen, bringt Charles Stanhope zwei Leidenschaften mit: die Begeisterung für technische Neuerungen und die Liebe zur republikanischen Freiheit. Beiden Passionen wird er zeitlebens mit Feuereifer und besten Absichten nachgehen und damit über sich und seine Familie ungewollt viel Leid bringen.

Charles heiratet im Jahre 1774 die zwei Jahre jüngere Hester

Pitt, eine Tochter William Pitts des Älteren, des 1. Earl of Chatham, und Schwester von William Pitt dem Jüngeren: auch sie eine Repräsentantin der Hocharistokratie, wenngleich als eines unter fünf Kindern des zeitweiligen Premierministers nicht mit solch großen finanziellen Mitteln ausgestattet. Zu ihrer Hochzeit, so erzählt man sich in den spottsüchtigen Adelskreisen hinter vorgehaltener Hand, habe Hesters Mutter ihren Schmuck der Braut übergeben und Hesters Onkel ihr tausend Pfund geschenkt, um neue Kleider anfertigen lassen zu können.

Klatsch, Tratsch und öffentliche Missgunst sind ständige Begleiter in Chevening House, und auch nach der Hochzeit von Charles und Hester und der Geburt ihrer ältesten Tochter im Jahre 1776 wird dies nicht anders. Mutter Hester gilt, obgleich nur mit bescheidener Mitgift ausgestattet, als gute Partie. Dazu trägt nicht nur der Nimbus ihrer Familie bei, sondern auch ihr Charakter. Ihr Cousin Lord Charles Haddington bezeugt: »Sie war eine Frau, wie man ihr nur selten begegnet. Weise, maßvoll und klug; von Natur aus heiter, ohne oberflächlich zu sein; eine warmherzige Freundin, frei von allen läppischen Untugenden, die Kleingeister befallen.«

Gute Voraussetzungen für eine glückliche Ehe, so scheint es. Und tatsächlich gilt unter Zeitgenossen das Familienleben der Stanhopes zunächst als vorbildlich. Bei der Geburt der ältesten Tochter Hester freilich ist man nicht nur beglückt. Charles hätte sich einen Stammhalter gewünscht, und auch die Pitts, die immerhin eine führende Rolle im politischen Leben spielen, erhoffen sich für Chevening eine Fortführung der männlichen Linie. Doch eine Laune der Natur will es, dass Mutter Hester zwei weitere Töchter zur Welt bringt: Griselda (21. Juli 1778) und Lucy (20. Februar 1780). Die Herrin von Chevening House ist erst vierundzwanzig Jahre alt, was berechtigte Hoffnung auf weitere Kinder und auch einen Stammhalter macht, da stirbt sie unerwartet am 20. Juli 1780 und lässt einen tief trauernden Witwer und drei kleine Töchter zurück.

Es ist nicht der einzige Tod, der in jenen Jahren die Familie heimsucht: Bereits 1778 ist William Pitt der Ältere, Hester Pitt-Stanhopes Vater, der ehemalige Premierminister und Leader des House of Commons, im Alter von neunundsechzig Jahren gestorben. Über sein Ableben erzählt man sich eine Anekdote, die viel über das eiserne Pflichtbewusstsein und die charakterliche Standfestigkeit dieses bedeutenden Mannes aussagt, der das Wohl seines Landes über alles stellte: Als im Zuge des Unabhängigkeitskriegs der rebellierenden dreizehn Kolonien von Amerika die junge Republik ein Friedensabkommen mit Frankreich schließt und im englischen Parlament sich die Stimmen mehren, die ein Einlenken fordern, erzürnt dies den schwer kranken Pitt so sehr, dass er sich am 7. April 1778 zum House of Lords kutschieren lässt und dort halb liegend – denn zum Stehen ist er längst zu schwach – eine glühende patriotische Rede hält. Darin beschwört er den Geist des Königreichs und weist einen Friedensschluss mit den amerikanischen Staaten und dem Verräter Frankreich brüsk zurück: »Soll dieses große Königreich sich vor dem Hause Bourbon beugen? Wenn wir fallen müssen, so lasst uns wie Männer fallen!«

Pitt lässt sich daraufhin nach Hause bringen. Wenige Stunden später bricht er zusammen, ein Schlaganfall hat ihn getroffen. Noch vier Wochen lebt er, gelähmt und stumm, dann stirbt er am 11. Mai 1778.

Doch sei es, dass Charles Stanhope eine Mutter für seine Kinder sucht oder mit einer neuen Heirat seinen Schmerz betäuben will: Bereits sechs Monate nach dem Tod der geliebten Frau heiratet er ein zweites Mal. Zweiundzwanzig Jahre alt ist Louisa, als sie in das prachtvolle Chevening House einzieht. Anders als die freundliche, bescheidene, von ihrer Familie materiell eher kurz gehaltene erste Frau von Charles ist die neue Schlossherrin eine verwöhnte, eitle Dame von kalter Schönheit und kaltem Herzen. Immerhin bringt sie in den folgenden Jahren nicht nur einen Stammhalter zur Welt, sondern deren drei: Philip Henry (1781),

Charles (1785) und James (1788). Damit hat Louisa ihre eheliche und dynastische Pflicht erfüllt und zieht sich zunehmend in das luxuriöse Ambiente ihrer Privaträume in dem weitläufigen Chevening House zurück. Noch lieber aber besucht sie im nahen London, wo die Stanhopes am Montagu Square ein Stadthaus besitzen, Bälle und Salons und engagiert sich, weil sich das für eine Dame ihres Standes gehört, in allerlei karitativen Organisationen, ohne freilich je mit dem sozialen Leid persönlich in Kontakt zu kommen. Noch Philips Tochter Catherine, Herzogin von Cleveland, erinnert sich recht ungeschönt an die Großmutter: »[...] die neue Lady [Louisa] Mahon kümmerte sich nicht um ihre kleinen Stieftöchter. Sie war eine würdige und wohlmeinende Frau; aber in meiner Erinnerung steif und kalt, von eisigem, konventionellem Betragen.«

Das Leben in Chevening, wo bis vor Kurzem noch Fröhlichkeit und Glück herrschten, wandelt sich. Und nicht nur Louisa trägt daran Schuld. Auch in Charles' Wesen vollzieht sich eine Veränderung, die gleichwohl in den Tiefen seines Charakters früh angelegt war: Immer mehr zieht er sich nun in sein Arbeitszimmer und seine Werkstatt zurück und tüftelt an seltsamen Maschinen, deren Zweck und Nutzen den Zeitgenossen verschlossen bleiben – möglicherweise zum Nachteil von Englands Wirtschaft und Wissenschaft. Denn was der Earl of Stanhope da zusammenbaut, ist keineswegs Ausbund eines verwirrten Geistes, keineswegs das abwegige Hobby eines spleenigen englischen Aristokraten: Charles ersinnt in jenen Jahren der einsetzenden industriellen Revolution ein Schiff mit Dampfmaschinenantrieb, eine Schiffsschraube, eine Rechenmaschine, eine verbesserte Druckmaschine, ein Objektiv zur Fiebermessung und manches mehr. Ja, er unternimmt sogar Experimente, um Musik aufzunehmen und zu konservieren, er macht sich Gedanken über feuersichere Gebäude. Als er, von der Mitwelt belächelt und verspottet, 1816 mit dreiundsechzig Jahren stirbt, wird er sogar Skizzen mit Gedanken über die Schaffung künstlicher Intelligenz hinterlassen.

Während die damals junge Generation der Romantiker sich gerne mit schwarzen Fantasiegebilden umgibt und eine Mary Shelley in ihrem 1818 erschienenen Roman *Frankenstein oder Der moderne Prometheus* die Hybris der Erschaffung eines künstlichen Menschen anprangert, sind Earl Stanhopes Geisteswelten weit weniger Utopien als handfeste Umsetzungen physikalischer Beobachtungen und mathematischer Gesetze. Die Zeitgenossen jedoch erkennen das nicht und verunglimpfen den Erfinder und Visionär als verrückt. So wird das Modell eines Dampfers, das Stanhope der hohen Admiralität in London vorführt, unter Hohngelächter abgetan. Doch nur drei Jahre nach Charles' Tod wird das Dampfschiff »Savannah« den Atlantischen Ozean durchpflügen. Die Schiffschraube zum besseren und schnelleren Antrieb wird im Jahre 1827 von dem Österreicher Josef Ressel (wieder-)erfunden. Die Rechenmaschine wird 1832 von Charles Babbage einer staunenden Londoner Öffentlichkeit vorgeführt werden. Und bis zur Entwicklung künstlicher Intelligenz werden nochmals anderthalb Jahrhunderte vergehen, bis im Jahre 1941 Konrad Zuse mit dem frei programmierbaren Rechner Z3 den entscheidenden Schritt vollziehen wird.

Freilich, Charles Stanhope macht es seinen Mitmenschen nicht immer leicht: Er ist weder umgänglich noch kompromissbereit (gerade, weil er als Hocharistokrat materiell und sozial unabhängig ist) und macht sich dadurch in den führenden Kreisen von Wissenschaft, Wirtschaft und Admiralität fortwährend Feinde. Zudem nimmt er wenig Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen und menschliche Ängste: Als er geladenen Gästen einmal seine Überlegungen zur Nichtbrennbarkeit luftdicht geschlossener Räume vorführen will (eine Erweiterung des Gedankens des Faraday'schen Käfigs), sperrt er sie im Park von Chevening in ein eigens dafür errichtetes Gebäude und lässt von außen Feuer an die Holzwände legen. Charles' Enkelin Catherine beschreibt es mit englischem Understatement: »Die Flammen loderten rundherum auf und hinauf bis in eine Höhe von knapp dreißig Metern, aber

die eingeschlossenen Freunde (die sicherlich ein ungutes Gefühl hatten) erlitten inmitten dieses Feuerrings nicht den geringsten Schaden.«

Charles Stanhope, der genialische Technikpionier, mag die halbe Londoner Gesellschaft und das Landpublikum von Kent in Panik oder zum Lachen bringen: Seine Gemahlin Louisa steht dem kühl, ja spöttisch gegenüber. Sie lebt in ihrer eigenen Welt voller Luxus. Ihre Kinder – die Stieftöchter wie auch die eigenen Söhne – sind ihr herzlich egal, ein narzisstisches, nutzloses Leben in der besseren Gesellschaft ist ihr einziger Antrieb und Zeitvertreib. Gewöhnlich steht Louisa um zehn Uhr auf, betreibt ausgiebig Morgentoilette, fährt dann (sofern sie sich gerade in London aufhält) zum Friseur, wobei es nur zwei französische Coiffeure in der ganzen Hauptstadt gibt, die ihr gut genug sind. Ist sie am späten Nachmittag endlich fertig gekleidet und frisiert, fährt sie zum Dinner, von dort in die Oper, nach der Vorstellung auf Partys und kehrt gewöhnlich erst in der Morgendämmerung zurück in das Stadthaus am Montagu Square. Lucy meint einmal mit der naiven Ehrlichkeit eines Kindes: Würde sie ihrer Stiefmutter irgendwo in den Londoner Straßen begegnen, so würde diese sie nicht einmal erkennen. Ähnlich verhält es sich mit Lady Louisas Londoner Personal. Eine Anekdote weiß zu berichten, Charles Stanhope sei einmal in der Hauptstadt einer Dame gefolgt, die ihren Handschuh verloren hatte. Als er sie einholte, direkt vor dem Stanhope'schen Stadthaus, und ihr den Handschuh überreichte, stellte sich auf seine Frage hin heraus, dass es sich um Louisas Hausdame handelte, die der gute Stanhope bis dahin noch nie gesehen, ja von deren Existenz er nicht einmal gewusst hatte.

Zur Erziehung der Kinder werden Gouvernanten, vorzugsweise aus der Schweiz, eingestellt. Bald beherrschen sie mit ihren rigiden, calvinistischen Moralvorstellungen das Schloss, das sich zunehmend in ein Trauerhaus wandelt. Noch als alternde Frau erinnert sich Hester Stanhope voller Abscheu dieser hartherzigen und kleingeistigen Erzieherinnen:

»Wie sehr ich zu leiden hatte, als ich jung war! Und deshalb habe ich schweizerischen und französischen Gouvernanten ewigen Krieg geschworen. Die Natur formt uns innerlich und äußerlich in bestimmter Weise, und es ist vergebens, dies ändern zu wollen. Eine Gouvernante in Chevening klemmte uns Bretter auf den Rücken, die mit aller Kraft, die das Dienstmädchen besaß, festgezurr wurden. Was mich anbelangt, so hätten sie mich auf die Größe eines winzigen Fräuleins zusammengepresst – unmöglich! Der Rist meiner Füße, von Natur so hoch, dass ein Kätzlein unter meiner Sohle hindurchkriechen konnte, wurde von den Gouvernanten nach unten gebunden, um ihn abzuflachen, obwohl das eines der Merkmale meiner hohen Abkunft ist.«

Solch harsche Methoden fruchten indes bei Hester wenig. Sie ist – anders als ihre Schwestern – ein eigensinniges Mädchen, voller Abenteuerlust. Mit geradezu diebischer Freude erinnert sie sich eines Fluchtversuchs während eines Ferienaufenthalts an der englischen Kanalküste: »Als ich zusammen mit der Gouvernante und meinen Schwestern nach Hastings geschickt wurde, konnte mich einzig der Gedanke befriedigen, zu schauen, was für ein Land Frankreich sei. Also kletterte ich eines Tages unbeobachtet in ein Boot, das am Strand dümpelte, löste das Tau, und schon ging es los.«

Die kindliche Ausreißerin kommt nicht weit. Vom panischen Geschrei der Gouvernante alarmiert, wird Hesters Boot von Fischern abgefangen, sie selbst zurück an Land gebracht – auf die englische Seite, versteht sich.

Weit weniger aufmüpfig, ja geradezu angepasst erscheinen demgegenüber Hesters Schwestern Griselda und Lucy. Doch die Mädchen haben andere Vorzüge, wie Hester nicht ohne Eifersucht zugibt: »Meine Schwester Lucy war hübscher als ich und Griselda schlauer. Lucy war niedlich anzusehen, und ihr Naturell war außerordentlich. Sie glich einer Madonna. Griselda war anders, und sie ließ einen stets ihre Autorität spüren. Aber ich, obwohl ich nur ein Mädchen war, übte – ich weiß nicht, wie – eine Art

Herrschaft über sie aus. Wenn ich in meinem Zimmer war, kamen sie nie zu mir, ohne vorher anfragen zu lassen, ob ich sie sehen wolle.«

Obwohl Hester weniger fügsam und lenkbar als ihre Schwestern ist, gilt sie beim Vater am meisten. Vielleicht gerade deshalb, ist doch Charles ebenfalls ein Mann mit Ecken und Kanten, Spleens und Sonderlichkeiten. Und so verwundert es nicht, dass er, der mit einer schönen, aber eitlen und langweiligen Frau verheiratet ist, in seiner Tochter Hester früh eine – wenn auch nicht ebenbürtige – Konversationspartnerin sieht. Die erinnert sich: »Griselda stand bei meinem Vater nicht in höherem Ansehen als Lucy, die ihn sogar langweilte. Um sie los zu sein, sagte er zu Lucy sogar: ›So, Papa geht jetzt an seine Studien, also darfst du in dein Zimmer gehen.‹ Sobald die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen war, wandte er sich an mich: ›Nun, lass uns ein wenig über Philosophie sprechen.‹ Und dann, beide Beine seitlich über den Kaminrost gelegt, begann er zu philosophieren. Nachdem auch ich ein wenig parliert hatte, rief er: ›Schon gut, das ist zwar keine üble Argumentation, aber die Grundthese ist schlecht.‹«

Charles ist kein böswilliger Mann, aber wie viele brillante Menschen unausgeglichen, unbeherrscht, einzig von der Hingabe an seine Ideen bestimmt. Für seine Erfindungen opfert dieser Mann alles – und glaubt, alle anderen, selbst die eigenen Kinder, müssten sich seiner Passion widerspruchslos unterordnen. Dass eine Familie ihre eigenen Gesetze und Bedürfnisse hat, will er nicht akzeptieren. Und während seine erste Frau Hester noch einen liebevollen Ausgleich herstellen konnte, fehlt dieses mütterliche Temperament der zweiten Frau Louisa völlig. Aus Unausgeglichenheit und emotionaler Überforderung reagiert Charles Stanhope seinen Kindern gegenüber daher oft barsch, unwillig und ungeduldig, mitunter sogar mit drakonischen Strafen – was nach damaligem Verständnis das gute Recht des Paterfamilias darstellt. Hester als die Älteste sieht sich in der Rolle der Beschützerin ihrer Geschwister. Die Situation eskaliert bisweilen: Hester

berichtet, ihr Vater habe ihr in der Rage einmal ein Messer an die Kehle gehalten. Sie quittiert es – so zumindest behauptet sie – mit menschlicher Größe: »Ich fühlte nur Mitleid mit der Hand, die dieses Messer hielt.«

Die verstörenden Züge des Earls verstärken sich mit dem Ausbruch der Französischen Revolution von 1789, dem Sturz des Königs und der Ausrufung der republikanischen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Der Herr von Chevening House, der in seiner Studentenzeit in Genf die Schriften der französischen Aufklärer kennengelernt hat, wittert nun den Anbruch einer neuen Epoche. Geradezu verbissen verleugnet Charles Stanhope seine ererbten Privilegien und Besitztümer – zumindest so lange, wie es ihm persönlich nicht wehtut: Er lässt das gräfliche Wappen auf seiner Kutsche und über dem Hauptportal von Chevening House ausmerzen; sein angestammtes Schloss benennt er in Verehrung für die Ideale der Revolution in »Democracy Hall« um; er nimmt seinen Kindern die schönen Kleider und Jabots weg und zwingt sie, einfache Leinenkittel zu tragen; zudem werden alle Annehmlichkeiten des Schlosslebens auf das Nötigste reduziert. (Lady Louisa Stanhope indes ficht all das wenig an, denn sie verbringt die meiste Zeit ganz eigenständig und frei im Londoner Stadthaus.) So gibt es an der Speisetafel von »Democracy Hall« statt Braten und Pasteten nurmehr Gemüse und Haferbrei. Geheizt wird auch nicht mehr, weil das nach Stanhopes Ansicht Zeichen feudaler Verweichlichung ist. Stattdessen schläft Charles bei offenem Fenster und vergräbt sich des Winters unter einem Dutzend Bettdecken, um nicht zu erfrieren. Familie und Dienerschaft erleben den einst so gut in Samt und Seide gewandeten Earl nur mehr in Pantoffeln und Hausrock, seinen Tee ohne Zucker trinkend und zum Frühstück trocken Schwarzbrot kauend. Die jungen Herrschaften sehen nicht anders aus als die Bauernkinder des Dorfes: mit ungewaschenen Gesichtern, verstrubbeltem Haar, in grobe Kittel gehüllt. Der Privatunterricht wird eingestellt, denn auch das versteht das Familienoberhaupt als

Privileg, unvereinbar mit den Ideen der Revolution. Die Jungen streunen gemeinsam mit den Bauernkindern durchs Dorf und bleiben dabei halbe Analphabeten, worüber Hester sich später mokiert; die Mädchen sind noch in Obhut der Gouvernante (diese wird eine Zeit lang dabehalten, da sich schließlich ja jemand um die Töchter kümmern muss) und lernen so immerhin lesen, schreiben und Französisch.

Hester, das aufgeweckteste und wohl auch intelligenteste der Stanhope-Kinder, vertauscht das Dasein im Schloss immer mehr mit den Abenteuern an der frischen Luft: Sie bastelt sich hohe Stelzen und rennt damit über den Wiesengrund vor »Democracy Hall«, wo inzwischen Kartoffeln und Bohnen angebaut werden. Und sie erlernt auf einem der letzten Pferde, das in dem revolutionären Haushalt übrig geblieben ist, das Reiten und bringt es darin zu solcher Meisterschaft, dass sie auf ihren Ausritten über Land mehr als einmal die Bewunderung junger Offiziere, die in der Nachbarschaft einquartiert sind, hervorruft. Der Earl schickt unterdessen seine drei Söhne zu Handwerkern ins Dorf, einem Schmied und einem Schuster, damit sie dort etwas Sinnvolles erlernen und nützliche Glieder einer bürgerlichen Gesellschaft werden. Charles verkauft sogar die gräfliche Kutsche und droht der Familie, auch Chevening House zu versilbern – was er dann doch unterlässt, vielleicht, weil er begreift, dass das Leben in einer Londoner Mietwohnung weit weniger bequem ist. Selbst im Oberhaus, dessen Mitglied Stanhope durch Geburt ist, fällt er, der sich nun provokant »Bürger Stanhope« nennt, mit unziemlichen revolutionären Reden auf, und nur sein hoher Stand bewahrt ihn vor Schlimmerem.

Man kann als Hausherr mit solch einer Familienpolitik eigene psychische Defekte und Defizite kompensieren, die wahre Natur heranwachsender junger Menschen hingegen bahnt sich ihren eigenen Weg. Earl Stanhope erntet mit seinen rigiden Erziehungsmethoden bei seinen Kindern versteckten Hass und Widerstand. Beides sucht sich sein Ventil, und nicht die Söhne, sondern aus-

gerechnet Charles' Lieblingstochter Hester wird schließlich zur Befreierin der Brüder und zur »Mörderin« an dem demokratischen Tyrannen. Doch zunächst muss sie sich selbst aus den Fesseln von »Democracy Hall« lösen. Während ihr Vater, der »Bürgerkönig« von Chevening, glaubt, der Vertreter einer neuen, bahnbrechenden Epoche zu sein, ist er in den Augen seiner Zeitgenossen nur eine lächerliche Figur. Die große Politik spielt in London, und dort residiert ein wirklicher König: Georg III. Ihn wird die Tochter für sich gewinnen – aber ganz nebenbei und unwillentlich.

Es gelingt Hester mit ihrem Charme, keineswegs mit körperlichen Reizen. Denn als sie in die Pubertät kommt, wird aus dem süßen Mädchen eine junge Dame, die kaum den Schönheitsvorstellungen ihrer Zeit entspricht: Sie schießt auf, wird knapp 1,80 Meter groß – für damalige Verhältnisse eine Riesin. Ihre Körperproportionen – das haben einige Zeitgenossen, auch wohlmeinende, bezeugt – entsprechen dabei nicht dem klassischen Ideal. Hester wirkt eher grobschlächtig, athletisch, ja männlich. Einzig ihr langes, dunkelblondes Haar bereitet Eindruck, ebenso ihre graublauen Augen, die, je nach Stimmung, sich aufzuhellen oder zu verdunkeln scheinen. Die später überlieferten Porträts von Hester Stanhope zeigen durchweg ein zierliches, beinahe zerbrechliches Geschöpf. Das allerdings sind Idealisierungen aus der viktorianischen Zeit, die dem Typus der eigenwilligen, unabhängigen Frau (noch dazu einer unerschrockenen Abenteurerin) wenig abgewinnen kann.



Hester ist etwa zwanzig Jahre alt, als sie, die bis dahin kaum aus der ländlichen Abgeschlossenheit von Chevening und der spleenigen Welt ihres Vaters herausgekommen ist, unter dem Vorwand, eine befreundete Dame zu besuchen, nach London fährt. In Wahrheit – und der in seiner Erfinderwerkstatt tüftelnde Earl ahnt dies nicht – stiehlt sie sich zu *dem* Ereignis der Saison, einem Ball im

Hause Lord Romneys. Hier gibt sich alles, was in der englischen Gesellschaft Rang, Titel und Namen hat, die Klinke in die Hand. Sogar das Monarchenpaar, König Georg III. und Königin Sophie Charlotte, hat sein Kommen angekündigt.

Es ist Hesters Debütantinnenball – wenngleich er als solcher nicht bezeichnet wird, denn sie hat sich ja heimlich und »unter der Hand« eingeschlichen. Der Abend wird für sie zum Triumph. Noch Jahrzehnte später erinnert sie sich voller Stolz: »Obwohl der ganze Landadel von Kent da war, wusste mein Vater davon nichts, oder man vermutete, er wisse nicht, dass ich dort war. Der König schenkte mir große Beachtung. Ich dinierte mit ihm. [...] Lord und Lady Romney bedienten den König und die Königin, und Edelleute warteten uns auf.«

Auch Hesters Onkel, der siebzehn Jahre ältere William Pitt der Jüngere, der seit 1783 das Amt des Premierministers bekleidet, ist anwesend und findet Gefallen an Hesters Auftreten, ihrer Ausstrahlung und dem Eindruck, den sie hinterlässt. Der König höchstselbst frisst ebenfalls einen Narren an der jungen Dame – ganz entgegen der höfischen Etikette, und von Königin Sophie Charlotte argwöhnisch beäugt. Hester berichtet: »Der König nahm von mir große Notiz, und ich glaube, er mochte mich ganz persönlich. Immer, wenn ich mit den Herzögen sprach, näherte er sich uns. ›Wo ist sie?‹, jammerte er dann. ›Wo ist sie? Ich höre sie doch lachen, und wo sie lachen, dorthin muss ich gehen.‹ Als er dann näherkam, bemerkte er: ›Wenn Sie noch etwas zu besprechen haben, so komme ich später. Ich komme in einer Viertelstunde.‹ Als er Lord Romneys Veranstaltung verließ, wollte er [der König] mich im Wagen in das Grübchen zwischen sich und die Königin nehmen. Und als die Königin die Kutsche bestieg, sagte er zu ihr: ›Meine Liebe, Lady Hester sitzt im Grübchen und fährt mit uns. Ich hole sie aus Democracy Hall heraus.‹ Aber die alte Königin betrachtete mich steif und bemerkte, ich hätte keine Gesellschaftsdame bei mir, und es sei unangebracht für mich, so kurzfristig mitzukommen.«

Der König fügt sich seiner Frau, wird aber Hester von da an nicht mehr aus dem Kopf bekommen, selbst als er später erneut geistig erkrankt. Und er wird Hesters Schicksal noch einmal beeinflussen.



Hester mag auf Lord Romneys Soiree Eindruck hinterlassen haben – sie selbst jedoch zeigt sich von all dem Glanz und Glamour, der Eitelkeit und Konvention wenig angetan. Vor allem die püppchenhafte, unselbständige Haltung der Damen der Gesellschaft stößt ihr auf. Für sie sind Frauen, die sich in enge Korsette zwängen, Schuhe mit hohen Absätzen tragen, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit in Ohnmacht fallen und immer auf die Hilfe von Kavalieren angewiesen sind, schlicht verachtenswerte Geschöpfe. Zeitlebens schließt Hester Stanhope fast nur mit Männern Freundschaft, zeigt sich Geschlechtsgenossinnen gegenüber kühl, ja abweisend. Ihr eigenes Gebaren misst sie unnach-sichtig an dieser Erkenntnis: Sie will wie ein Mann fühlen und handeln und nicht wie eine Frau den Konventionen der Zeit entsprechend misshandelt werden. Das macht sie vielen Menschen suspekt, Männern wie Frauen.

Als William Pitt ihr einmal hinterträgt, Lord Hertford habe sich in Komplimenten über ihr Äußeres ergangen und gemeint, sie, Hester, könne darauf stolz sein, entgegnet sie schroff: »Keineswegs. Er täuscht sich, wenn er denkt, ich sei hübsch, da ich weiß, dass ich es nicht bin. [...] Es handelt sich um einheitliche Hässlichkeit, mehr nicht.«

Und als ihr einmal ein Kavalier den Arm reichen will, weist sie ihn zurecht: »Nein, nein. Ich habe selbst gute Beine, bemühen Sie sich nicht.«

Über ihre Geschlechtsgenossinnen urteilt sie gnadenlos: »Ich hasse Affektiertheit. Nie konnte ich jene lächerlichen Frauen ertragen, die nicht einmal einen Schritt über einen Strohalm schaffen, ohne zu erwarten, der Mann, der neben ihnen geht, müsste ihnen seine Hand reichen.«

Ausgerechnet mit einem Mann, der wegen seiner Eitelkeit und seines Betragens die gängigen Rollenklischees aufs Äußerste ausreizt und infrage stellt, schließt Hester Stanhope in jenen Jahren Freundschaft: George Brummell, der wohl meistbewunderte und meistgehasste Dandy seiner Zeit, ein Salonlöwe, ein unbestechlicher Arbiter elegantiae, Modezar, geckenhafter Beau, effeminiertes Narzisst, wird auf Hester Stanhope aufmerksam, eben weil sie die Erwartungen, die die Upperclass an junge Damen herantägt, so entschieden zurückweist. Er empfiehlt sich ihr auf einem Ball mit den eigentlich unhöflichen Worten: »Um Himmels willen, Lady Hester, nehmen Sie nur diese Ohrringe ab, damit wir Ihre schönen Wangen bewundern dürfen.« Sie versteht dies als Kompliment eines Mannes, der sagt, was er denkt, und deshalb von der »besseren« Gesellschaft gleichermaßen bewundert, verehrt und gehasst wird – und trennt sich augenblicklich von ihrem Schmuck. Es ist der Beginn einer Freundschaft auf Augenhöhe, einer Freundschaft zweier Menschen, die als Außenseiter ihrer Klasse gelten und sich in dieser Position eigentlich recht wohl fühlen, behalten sie doch auf diese Weise ihre Unabhängigkeit und ihren scharfen, unverstellten Blick.

Einige Wochen später begegnen sich die beiden auf einem Ausritt in der Bond Street. Es kommt zu einem kleinen, aber gutmütig geführten Wortgefecht, in dessen Verlauf Brummell den Wert sozialer Abkunft negiert und stattdessen ganz auf die Einzigartigkeit des Individuums pocht: »Ach, Lady Stanhope, wer würde George Brummell kennen, wenn er sich nicht so benähme, wie er sich benimmt? Sie wissen, Lady Hester, dass es meine Narrheit ist, die mich berühmt macht. Wenn ich nicht Herzoginnen durch meine dreisten Blicke in Verlegenheit setzte und Prinzen über die Schulter abfertigte, würde ich in einer Woche vergessen sein. Wenn die Welt dumm genug ist, meine Torheit zu bewundern, so denken Sie und ich uns unser Teil dabei, doch was hat das schon zu besagen?«

In der vielbegangenen Straße gibt es genug Ohren, die mithören, und bald kursieren diese unverschämten Bonmots, diese



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-87800-148-5

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Südverlag GmbH, Konstanz 2021

Lektorat: Annette Güthner

Umschlag, Layout und Satz: nalbach typografik Silke Nalbach, Mannheim  
Umschlagabbildung: akg-images (AKG6287759)

Frontispiz, S. 2: auf Wikimedia Commons als „gemeinfrei“ gekennzeichnet.  
[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hester\\_Stanhope.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hester_Stanhope.jpg)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Ulm und Leck

Südverlag GmbH

Schützenstr. 24, 78462 Konstanz

Tel. 07531-9053-0, Fax: 07531-9053-98

[www.suedverlag.de](http://www.suedverlag.de)

# »Als Königin wirst du im Orient gekrönt werden.«

PROPHEZEIUNG AN LADY HESTER STANHOPE



Sie ist klug, begehrt gegen Autoritäten auf und liebt das Abenteuer: Lady Hester Stanhope (1776–1839), die 1813 in der Wüstenstadt Palmyra zur Königin des Orients gekrönt wird. Von klein auf gibt sich Hester eigensinnig und selbstbestimmt. Als die junge Frau ins Abseits der feinen Gesellschaft gerät, verlässt sie England für immer. Mit ihrem Geliebten bereist Hester die Länder des Mittelmeers, verliert ihren Besitz, aber nicht ihren Mut. Angetrieben von einer Prophezeiung, gelangt sie mit einer Karawane als erste Europäerin nach Palmyra. Im Libanon lässt sich Hester in einer Bergfestung nieder, leistet Widerstand im Bürgerkrieg, überlebt die Pest. Vom Volk als Herrin verehrt, fasziniert Hester auch Globetrotter wie Fürst Pückler-Muskau. Doch hinter der Fassade ihres Ruhms bröckelt es ...